

Leseprobe - WARUM GOTT SCHWEIGT

Eine christliche Parabel für alle, die auf Gottes
Eingreifen warten und seine Liebe neu spüren
wollen.

Vorwort: Bevor du eintrittst

Dies ist kein Buch über fünf Schritte zum garantierten Durchbruch. Wenn du das suchst, leg es bitte weg. Es wird dich nur ärgern.

Vielleicht hältst du dieses Buch in der Hand, weil du eine „Heilige Enttäuschung“ erlebst. Und ich wähle dieses Wort mit Bedacht. Du hast alles richtig gemacht. Du hast gedient. Du hast vertraut. Du hast verzichtet. Und als Antwort hast du Schweigen bekommen. Oder noch schlimmer: Du musstest zusehen, wie andere an dir vorbeigezogen sind – lauter, erfolgreicher, gesegneter – während du dich fühlst, als würdest du mit angezogener Handbremse gegen eine Wand fahren.

Du fühlst dich wie ein Instrument, das seinen Klang verloren hat. Du funktionierst noch, aber du schwingst nicht mehr. Und die tiefste Angst, die du niemandem erzählst, lautet: Vielleicht habe ich mir das alles nur eingebildet. Vielleicht bin ich Gott egal.

Ich schreibe das hier, um dir zu sagen: Du bist nicht kaputt. Du bist nicht verworfen. Du bist in der Werkstatt.

Der Schmerz, den du spürst – diese seltsame Mischung aus Erschöpfung und Sehnsucht – ist nicht der Beweis für Gottes Abwesenheit. Er ist der Beweis für seine intensivste Arbeit an dir. Er liebt dich zu sehr, um dich einfach nur als funktionierendes Rädchen im religiösen Betrieb laufen zu lassen. Er will keinen Lärm. Er will Resonanz.

Aber damit Holz klingen kann, muss es trocknen. Und das Trocknen... das fühlt sich an wie Sterben.

Komm mit rein. Es ist staubig hier, aber es ist der sicherste Ort der Welt. Wir müssen reden.

Kapitel 1 - Der Wolfston

Es gibt eine Art von Einsamkeit, die man nur inmitten von dreihundert singenden Menschen spüren kann. Es ist die Kälte, die entsteht, wenn der Mund „Halleluja“ formt, aber das Herz stumm wie ein Grabstein bleibt.

Thomas kannte diese Kälte. Er lebte in ihr wie in einem zu großen Mantel.

Er stand auf der Bühne der City Light Church, das Cello zwischen den Knien, den Bogen in der rechten Hand. Das Scheinwerferlicht blendete ihn, eine warme, weiße Wand, die ihn gnädig vom Publikum trennte. Er war dankbar für das Licht. Es verbarg sein Gesicht. Es verbarg die Tatsache, dass er beim Lied „Ozeane des Vertrauens“ nicht an die Weite Gottes dachte, sondern an die pulserende Migräne hinter seiner Stirn und daran, wie sehr er sich wünschte, jetzt in einem dunklen Zimmer zu liegen und zu schlafen.

Neben ihm stand Markus.

Markus war Anfang dreißig, trug eine Jeansjacke, die lässig roch, und spielte die Akustikgitarre, als wäre sie ein verlängerter Arm seines Nervensystems. Markus strahlte. Und das Schlimmste war: Es war keine Show. Thomas kannte den Unterschied. Markus leuchtete von innen. Er hatte die Augen geschlossen, den Kopf in den Nacken gelegt, und sang in das Mikrofon, als würde er gerade direkt am Tisch des Herrn sitzen und Wein nachgeschenkt bekommen.

„Danke, Jesus!“, rief Markus zwischen zwei Akkorden, seine Stimme brach fast vor echter Ergriffenheit. „Wir spüren deine Kraft hier! Der Raum ist voll von dir!“

Thomas spürte nichts.

Der Raum war voll, ja. Voll von Menschen, die Hände hoben. Voll von Nebelmaschine. Voll von Bassfrequenzen, die im Magen vibrierten. Aber Gott? Thomas tastete innerlich nach ihm, so wie man in einer dunklen Manteltasche nach einem Schlüssel sucht, von dem man sicher war, dass man ihn eingesteckt hatte.

Seine Finger griffen ins Leere. Da waren nur Staub und alte Quittungen.

Reiß dich zusammen, befahl er sich selbst. *Du bist der musikalische Leiter. Du bist Profi. Deine Gefühle sind irrelevant. Spiel einfach.*

Er setzte den Bogen an. Es war eine einfache Passage, ein warmes Legato in d-Moll, das den Übergang zum Refrain tragen sollte. Sein Cello, ein altes deutsches Instrument, das er seit dem Studium spielte, war immer sein verlässlicher Partner gewesen. Es war seine Stimme, wenn ihm die Worte fehlten.

Aber in den letzten Wochen hatte es sich verändert. Es fühlte sich... widerborstig an. Müde.

Thomas zog den Bogen über die G-Saite. Der Ton begann voll, doch als er in die vierte Lage wechselte, passierte es.

Das Cello heulte auf.

Es war kein sauberer Ton. Es war ein Wolfston. Ein hässliches, schnelles Schwingen, ein Wau-wau-wau, als würden zwei Frequenzen gegeneinander kämpfen und sich gegenseitig erwürgen. Das Holz unter Thomas' Fingern vibrierte krankhaft. Statt zu singen, stotterte das Instrument. Es klang hohl, metallisch, panisch.

Markus drehte den Kopf, nur für eine Millisekunde. Ein kurzer, irritierter Blick zur Seite. Nicht böse. Viel schlimmer: Mitleidig. Als würde man jemanden ansehen, der mitten im Satz den Faden verloren hat.

Dann schloss Markus wieder die Augen und rief: „Ja, Herr! Wir geben dir unser Bestes!“

Die Ironie brannte wie Säure in Thomas' Magen. Unser Bestes.

Er presste die Knie fester um den Korpus des Cellos, als wollte er das Zittern erdrücken. Ihm brach der Schweiß aus. Er korrigierte die Intonation, drückte den Bogen fester auf die Saite, versuchte, den Ton mit physischer Gewalt zu zwingen, glatt zu werden.

Funktioniere!, schrie er innerlich das Holz an. Nicht jetzt! Nicht hier! Blamier mich nicht!

Aber der Wolfston blieb. Ein metallisches Scheppern mitten in der Herrlichkeit. Thomas wich hastig auf eine andere Saite aus, spielte eine Oktave tiefer, versteckte den Fehler im tiefen Brummen des E-Basses.

Niemand im Saal hatte es gehört. Nur er. Und Markus.

Und vielleicht Gott, falls er nicht gerade zu sehr damit beschäftigt war, Markus' wunderbare Anbetung zu genießen.

Als der letzte Akkord verklungen war und der Applaus aufbrannte – tosende, begeisterte Zustimmung für die Atmosphäre, die Markus geschaffen hatte – fühlte Thomas sich, als wäre er aus dünnem Glas. Ein einziger falscher Griff, und er würde in tausend Scherben auf den Bühnenboden regnen.

Der Backstage-Bereich roch nach abgestandenem Kaffee und teurem Haarspray. Leute drängten sich um Markus.

„Das war gewaltig, Markus!“, sagte eine junge Frau mit verweinten Augen. „Als du den Refrain gesungen hast... ich hab Gänsehaut am ganzen Körper gehabt. Gott hat mich berührt.“

Markus lachte, ein offenes, unbeschwertes Lachen, das Thomas neidisch machte bis in die Knochen. „Das war nicht ich, Karo. Das war Er. Ich hab mich nur reingestellt. Ich bin nur der Kanal.“

Thomas packte sein Cello ein. Er drehte die Schraube des Bogens locker. Seine Hände zitterten leicht. Er schloss den Kasten mit einem lauten Klack, das in dem Raum unpassend aggressiv wirkte. Er wollte weg. Er ertrug diese Leichtigkeit nicht mehr.

„Hey Thommy!“

Markus kam zu ihm rüber, noch immer verschwitzt und glücklich. Er legte Thomas eine Hand auf die Schulter. Die Hand war warm, schwer und gut gemeint. Sie drückte Thomas fast zu Boden.

„Alles okay bei dir? Du hast vorhin so... angespannt gewirkt. Und das Cello klang beim Soundcheck auch schon so belegt. Ist was mit der Seele?“

Thomas straffte die Schultern. Die Lüge kam automatisch, glatt poliert durch jahrelanges Training im frommen Jargon.

„Alles gut. Nur ein bisschen müde. Und das Wetter... die Luftfeuchtigkeit macht dem alten Holz zu schaffen.“

Markus nickte verständnisvoll, aber sein Blick bohrte tiefer. Er sah nicht das Holz, er sah Thomas. „Wir müssen mal beten, dass du wieder in den Fluss kommst, Bruder. Ich hab das Gefühl, du blockierst dich da selbst ein bisschen. Du musst loslassen. Gott wartet nur darauf, dass du springst.“

Thomas zwang sich zu einem Lächeln, das sich in seinem Gesicht anfühlte wie eine schlecht sitzende Maske. „Danke, Markus. Mach ich.“

Du hast keine Ahnung, dachte er, während er sich abwandte. Ich springe seit zwei Jahren. Aber da ist kein Wasser im Becken. Da ist nur Beton.

Er nahm den Cellokasten und ging. Auf dem Weg zum Ausgang lief er an einem der großen digitalen Screens im Foyer vorbei. Die Gemeinde bewarb ihre neue Predigtserie. In riesigen, modernen Lettern stand da:

GOTT REDET. HÖRST DU ZU?

Darunter das Bild eines Mannes, der auf einem Berggipfel steht, die Arme weit ausgebreitet, die Sonne im Gesicht.

Thomas schnaubte verächtlich. Natürlich redet er, dachte er bitter. Mit den Leuten auf den Gipfeln. Mit den Markus dieser Welt. Aber nicht mit denen im Tal.

Er schob die schwere Glastür auf und trat hinaus in den Regen. Er hatte das Plakat gelesen, aber er hatte die Frage nicht gehört. Er hatte sie als Vorwurf interpretiert, nicht als Einladung.

Es regnete seit Tagen. Ein feiner, kalter Nieselregen, der die Stadt grau lasierte und alles klamm machte. Thomas warf den Cellokasten auf den Rücksitz seines alten Kombis, etwas zu unsanft. Er setzte sich ans Steuer, aber startete den Motor noch nicht.

Er saß einfach da. Die Hände umklammerten das Lenkrad, bis die Knöchel weiß hervortraten.

Stille.

Endlich keine Musik mehr. Kein frommes Jubeln. Nur das monotone Trommeln der Tropfen auf dem Dach.

„Was willst du eigentlich von mir?“, flüsterte er. Es war kein Gebet. Es war eine Anklage an die nasse Windschutzscheibe. „Ich mache alles. Ich leite den Dienst. Ich bereite mich vor. Ich lebe anständig. Ich sündige nicht grob. Und alles, was ich kriege, ist... das hier.“ Er tippte gegen seine eigene Brust. „Leere. Und ein Instrument, das klingt wie eine rostige Säge. Willst du mich blamieren?“

Er startete den Wagen. Das Radio ging automatisch an, eingestellt auf den christlichen Lokalsender, den er aus Gewohnheit hörte.

Ein Popsong lief aus, dann die sanfte Stimme einer Moderatorin: „...und manchmal ist es genau diese Pause, die wir brauchen.“

Wir haben Angst vor der Lücke, aber vielleicht wächst genau dort das Neue. Bleiben Sie dran, gleich spricht Pastor Müller über die Kunst des Wartens...“

Thomas drückte gehetzt auf die Stationstaste.

Klick.

„Nein“, sagte er laut. „Nicht noch eine Predigt über das Warten von jemandem, der wahrscheinlich keine Probleme hat.“

Rauschen.

Dann ein Sender mit harten Bässen und schnellen Beats. Nachrichten. „Aktienkurse steigen weiter... Stau auf der A40...“

„Besser“, murmelte er. Er brauchte Lärm, um die Stille in sich zu übertönen. Er brauchte Ablenkung, keine frommen Kalenderprüche. Er wartete schon lange genug. Er brauchte Ergebnisse.

Er fuhr los, hinein in den abendlichen Verkehr. Die Rücklichter vor ihm verschwammen zu roten Bändern. Er stand im Stau. Natürlich.

Vor ihm ein weißer Lieferwagen eines Handwerkers. Schmutzig, verbeult. Auf der Hecktür klebte ein großer, gelber Aufkleber, wahrscheinlich als Warnung für Drängler gedacht:

ABSTAND HALTEN. ICH BREMSE FÜR NIEMAN-
DEN.

Thomas starrte auf den Satz. Abstand halten.

Ein bitteres Lachen entkam ihm. „Das ist dein Motto, oder Gott?“, sagte er in Richtung Fahrzeughimmel. „Du hältst Abstand. Schön sicher im Himmel bleiben, während wir hier unten im Schlamm rühren. Du bremst für niemanden.“

Er sah die Warnung, aber er verstand den Hinweis nicht. Er projizierte seinen Schmerz auf den Text. Er ahnte nicht, dass der Satz auf der Hecktür eine Diagnose seines eigenen Problems war: Er hatte keinen Abstand mehr. Er klebte zu dicht an seiner

Leistung. Er klebte am Stoßfänger der Anerkennung. Wenn das Leben jetzt bremsen würde – und es war kurz davor, genau das zu tun –, würde Thomas ungebremst auffahren.

Sein Blick wanderte in den Rückspiegel, zu dem schwarzen Kasten auf dem Rücksitz.

Das Cello. Sein Stolz. Seine Identität.

Wenn er spielte, war er wer. Wenn er spielte, hörten die Leute zu. Wenn er spielte, hatte er seinen Platz in der himmlischen Ordnung. Ohne das Cello war er nur Thomas. Und Thomas war ihm nicht genug.

Aber heute hatte es ihn verraten. Dieser Wolfston. Er war wie ein Riss in der Fassade gewesen.

Er musste es reparieren lassen. Sofort.

Er konnte nicht warten. Nächsten Sonntag war der große Lobpreis-Abend. Da musste es sitzen. Da musste er sitzen. Markus würde wieder strahlen, und Thomas durfte nicht der Schatten daneben sein.

Ihm fiel der Name ein, den ihm ein alter Studienkollege vor Jahren mal auf einen Bierdeckel geschrieben hatte.

Elias Vone. Irgendwo im Hafenviertel. Ein Kauz, aber er versteht das Holz.

Thomas hatte den Zettel nie weggeworfen. Er lag im Handschuhfach, vergraben unter alten Tankquittungen und Eiskratzern.

An der nächsten roten Ampel wühlte er das Handschuhfach durch. Papierrascheln. Eine alte Parkscheibe. Bonbonpapier. Da war er. Ein vergilbter Notizzettel, fast unleserlich.

Geigenbau Elias Vone. An der Werft 7. Klingeln, kein Schild.

Thomas hielt den Zettel ins Licht der Straßenlaterne.

Ein Ruck ging durch seinen Körper, als die Ampel auf Grün sprang und der Hintermann aggressiv hupte. Thomas erschrak. Er trat aufs Gas, fast zu hastig.

„Morgen“, entschied er. „Morgen früh bringe ich es hin. Sein Verstand begann sofort, die Situation zu ordnen, so wie er es immer tat. Es war sicher nur der Stimmstock. Vielleicht hatte sich der Leim durch die Heizungsluft gelöst. Eine mechanische Sache. Eine halbe Stunde Arbeit, vielleicht hundert Euro, und das Problem wäre erledigt. Nächsten Sonntag würde er wieder auf der Bühne stehen, und der Ton würde sitzen. Markus würde staunen.

Er atmete tief aus. Der Plan stand. Es fühlte sich gut an, wieder die Kontrolle zu haben.

Draußen verstärkte sich der Regen. Als würde jemand tausendmale an seine Windschutzscheibe anklopfen. Die Welt vor seiner Windschutzscheibe verschwamm zu einem grauen, nassen Vorhang. Thomas schaltete den Scheibenwischer eine Stufe höher. *Wisch. Weg. Wisch. Weg.* Er mochte das Geräusch. Es klang nach Aufräumen.

Das Navigationssystem in seinem Armaturenbrett leuchtete auf und berechnete eine neue Route, um den Stau zu umfahren. Eine sanfte, synthetische Stimme meldete sich: *„Bitte wenden Sie, wenn möglich.“*

Thomas schüttelte den Kopf und tippte auf das Display, um die Ansage stummzuschalten. „Ich kenne den Weg“, murmelte er und bog auf die Hauptstraße ab.

Er drehte die Musik lauter, bis der Bass in der Fahrtür vibrierte und das Trommeln des Regens übertönte. Er fuhr direkt in die Dunkelheit hinein, ruhig und zuversichtlich, in der festen Überzeugung, dass er genau wusste, wohin die Reise ging.

Kapitel 2 - Der Weg durch den Regen

Der nächste Morgen war kein neuer Anfang. Er war nur die Fortsetzung der grauen Suppe, die seit Tagen über der Stadt hing.

Thomas saß im Auto, eingekellt zwischen einem LKW und einer Betonmauer, irgendwo im Industriegebiet am Hafen. Sein Scheibenwischer kämpfte quietschend gegen den Nieselregen an, ein rhythmisches Ratsch-Ratsch, das sich anhörte wie jemand, der versucht, einen Fehler auszuradieren, dabei aber nur das Papier durchscheuert.

Er war spät dran. Sein Handy, das in der Halterung am Armaturenbrett klemmte, blinkte alle zwei Minuten auf. Neue Nachricht von Markus: „Hey Bro, hast du die Setlist für Sonntag schon im Kopf? Ich spür, wir müssen was über ‚Sieg‘ machen. Lass uns ‚Walls Down‘ reinnehmen. Passt das?“

Thomas starrte auf das Display. Sieg. Das Wort schmeckte in seinem Mund nach alter Pappe. Er hatte keine Mauern, die einstürzten. Er hatte Mauern, die ihn stützten. Wenn die fielen, fiel er mit. Er tippte hastig zurück, während der Verkehr langsam vorwärts kroch: „Klingt gut. Ich kümmerge mich drum. Bin grad unterwegs.“ Er schickte ein „Daumen hoch“-Emoji hinterher. Das universelle Symbol für „Lass mich in Ruhe, ich habe keine Kraft zu diskutieren“.

Er musste dieses Cello repariert kriegen. Und zwar heute. Er hatte sich den Vormittag freigeschaufelt, zwei Seelsorgegespräche verschoben („Dringender terminlicher Konflikt“ – eine fromme Lüge, die technisch gesehen wahr war, wenn man sein eigenes Ego

als dringenden Termin betrachtete) und war nun auf der Suche nach dieser ominösen Adresse: An der Werft 7.

Das Navi führte ihn weg von den sauberen Vororten, weg von den Glasfassaden der Innenstadt, hinein in den Bauch der Stadt, den man auf Postkarten nie sah. Hier waren die Straßen nicht mehr asphaltiert, sondern gepflastert mit groben, unebenen Steinen, die das Auto durchschüttelten. Alte Lagerhallen aus rotem Backstein, manche mit eingeschlagenen Fenstern, reihten sich aneinander wie zahnlose Münder. Es roch nach Brackwasser, Diesel und feuchtem Rost.

„Das kann nicht stimmen“, murmelte Thomas. Er überprüfte die Adresse. Das Navi sagte mit stoischer Ruhe: „Sie haben Ihr Ziel erreicht.“

Thomas sah sich um. Rechts war ein Maschendrahtzaun, dahinter Container. Links ein altes Gebäude, das aussah, als hätte es den letzten Krieg nur knapp überlebt. Kein Schild. Keine Leuchtreklame mit einer Violine drauf. Kein „Meisterbetrieb Vone“. Nichts. Nur eine schwere, dunkelgrün lackierte Holztür, an der die Farbe abblätterte.

„Großartig“, zischte er. „Wahrscheinlich ist der Laden seit zehn Jahren dicht und ich stehe hier wie ein Idiot.“ Er wollte den Rückwärtsgang einlegen. Er wollte umdrehen, zurück ins Helle, zurück zu einem „richtigen“ Geigenbauer in der Innenstadt, der einen Empfangstresen und eine Espressomaschine hatte.

In dem Moment riss der Himmel kurz auf. Kein strahlender Sonnenschein, nur ein Riss in der Wolkendecke, durch den ein fahles, silbernes Licht auf die Hauswand fiel. Genau auf ein kleines Messingschild neben der grünen Tür. Es war so angelaufen, dass man es kaum sah. Thomas kniff die Augen zusammen. E. Vone. Instrumentenbau.

Er atmete aus. Ein Seufzer, der halb Erleichterung, halb Ärger war. Er griff nach hinten, wuchtete den Cellokasten auf seine Schulter und stieg aus. Der Wind hier draußen war härter als in der Stadt. Er trug den Geruch von Salz und Arbeit. Thomas schlug den Kragen seiner Jacke hoch und rannte die wenigen Schritte zur Tür. Er suchte nach einer Klingel. Da war keine elektrische Klingel. Da war nur ein alter Zugknopf aus Eisen.

Thomas zog daran. Irgendwo im Inneren des Hauses bimmelte eine mechanische Glocke. Hell, scheppernd, fordernd. Er wartete. Er sah auf die Uhr. 10:15 Uhr. Er hatte genau fünfundvierzig Minuten eingeplant. Abgabe, Diagnose, Kostenvoranschlag, Wiedersehen. Effizienz war Thomas' Religion geworden, seit ihm der Glaube abhandengekommen war.

Nichts passierte. Er zog nochmal. „Hallo?“, rief er gegen das Holz. Keine Antwort. Er rüttelte an der Klinke. Verschlossen.

Sein Blick fiel auf einen Zettel, der mit einem Stück Klebeband von innen an die Glasscheibe der Tür geklebt war. Ein handgeschriebener Zettel auf liniertem Papier. Thomas beugte sich vor. Er erwartete: Bin in der Mittagspause oder Pakete bitte beim Nachbarn abgeben.

Stattdessen stand dort in einer ruhigen, geschwungenen Handschrift: Wer es eilig hat, ist hier falsch.

Thomas starrte den Satz an. Die Wut stieg in ihm auf wie heiße Galle. „Das ist doch ein Witz“, bellte er. „Ich bin Kunde. Ich habe Geld.“ Er hämmerte mit der Faust gegen den Türrahmen. „Hallo! Ist da jemand?“

Er fühlte sich provoziert. Dieser Satz war eine Beleidigung für sein gesamtes Lebensmodell. Wer es eilig hat... Natürlich hatte er es eilig! Die Welt drehte sich. Der Sonntag kam. Die Erwartungen warteten nicht. Er drehte sich um, bereit zu gehen. In seinem Kopf

formulierte er schon die Google-Bewertung: Unprofessionell. Nicht erreichbar. Arrogant.

Da hörte er ein Geräusch. Es war nicht die Tür, die aufging. Es war ein Geräusch von der Straße. Ein alter Mann schob einen Handkarren mit Schrott vorbei. Er blieb stehen, sah Thomas an, der da im Regen stand, wütend und nass. Der Alte grinste zahnlos. „Der macht nicht auf, wenn man klopft, Jungchen“, krächzte er. Thomas blaffte zurück: „Und wie kommt man dann rein?“ „Man wartet“, sagte der Alte und schob seinen Karren weiter. „Bis er fertig ist mit Zuhören.“ „Zuhören? Wem?“ „Dem Holz“, rief der Alte über die Schulter. Und dann, leiser, fast im Wind verschwindend: „Oder dem Regen. Wer weiß das schon.“

Thomas stand allein da. Verrückte, dachte er. Ich bin umgeben von Verrückten. Er wollte zum Auto gehen. Wirklich. Seine Hand umklammerte den Griff des Cellokastens so fest, dass es wehtat. Aber er ging nicht. Etwas hielt ihn. Vielleicht war es die Verzweiflung. Er wusste, dass die anderen Geigenbauer ihm nur neue Saiten verkaufen würden. Er wusste, dass das Problem tiefer lag. Und dieser Name... Elias Vone... er hatte diesen Ruf. Den Ruf, Dinge zu retten, die andere aufgegeben hatten.

Also blieb Thomas stehen. Er lehnte sich gegen die feuchte Backsteinwand, unter den schmalen Vorsprung, der kaum Schutz bot. Er schloss die Augen und hörte dem Regen zu. Er hatte keine Wahl. Fünf Minuten. Zehn Minuten.

Die Stille hier draußen war anders. Es gab keinen Verkehrslärm. Nur das Plätschern von Wasser in einer Dachrinne. Und das ferne Schreien von Möwen. Es war eine aggressive Stille. Sie zwang ihn, sich selbst zu hören. Und was er hörte, gefiel ihm nicht. Sein Herz raste, obwohl er stillstand. Seine Gedanken waren wie

aufgescheuchte Wespen. Ich muss noch die E-Mail an den Vorstand schreiben. Ich muss tanken. Ich muss funktionieren.

„Bitte“, flüsterte er. Und diesmal war es fast ein Gebet. „Mach einfach auf.“

In diesem Moment – nicht früher, nicht später – klickte das Schloss. Es war kein elektrischer Summer. Es war das schwere, satte Geräusch eines Riegels, der zurückgeschoben wird. Die Tür schwang nach innen auf.

Kein Mensch stand da. Der Flur war leer. Thomas zögerte. War das eine Einladung? „Hallo?“, rief er in den dunklen Gang. Aus der Tiefe des Hauses, irgendwo am Ende des Flurs, kam eine Stimme. Sie war tief, ruhig und klang, als käme sie aus einem Fass. „Die Tür ist offen. Bring das nasse Ding rein, bevor es sich erkaltet.“

Thomas trat ein. Der Geruch traf ihn wie eine Wand. Es roch nicht nach Parfüm oder Reinigungsmittel. Es roch nach Wald. Nach Harz, nach warmem Knochenleim, nach Schellack und Jahrhunderte altem Staub. Es war ein Geruch, der sofort in die Lungen ging und etwas Seltsames tat: Er machte den Atem langsamer.

Der Flur war lang, der Boden bestand aus alten, abgetretenen Holzdielen, die bei jedem Schritt knarzten. An den Wänden hingen keine Diplome oder Meisterbriefe. Dort hingen Skizzen. Dutzende von Bleistiftzeichnungen. Aber sie zeigten keine Geigen. Sie zeigten Bäume. Knorrige Eichen im Sturm. Fichten, die am Abgrund eines Felsens wuchsen. Ein Baumstamm, der vom Blitz gespalten war. Unter einer Zeichnung – einem Baum, der völlig krumm gewachsen war – stand mit Bleistift gekritzelt: Der schönste Klang kommt aus der tiefsten Wunde.

Thomas las den Satz im Vorbeigehen. Er schüttelte innerlich den Kopf. Poesie, dachte er abfällig. Ich brauche keine Poesie, ich brauche Präzision. Er sah den Satz als romantische Verklärung von

Leid. Er verstand nicht, dass es eine technische Anweisung für den Instrumentenbau war.

Am Ende des Flurs öffnete sich ein großer Raum. Die Werkstatt. Hohe Fenster ließen das graue Licht des Regentages herein, aber drinnen war es warm. Ein großer Kachelofen bollert in der Ecke. Überall lagen Werkzeuge: Hobel in allen Größen, Zwingen, Stechbeitel, die so scharf aussahen, dass man sich schon beim Hinsehen schnitt. Späne bedeckten den Boden wie goldener Schnee.

Und in der Mitte des Raumes, an einer schweren Werkbank aus Eiche, stand er. Elias. Er sah nicht aus wie ein weiser Mentor aus einem Film. Er sah aus wie ein Handwerker. Er trug eine ledere Schürze, die voller Flecken war. Seine Haare waren grau und standen wild ab, als hätte er sich gerade die Hände durch den Kopf gerauft. Er trug eine Brille auf der Nasenspitze und beugte sich über den Korpus einer Bratsche.

Er sah nicht auf, als Thomas eintrat. Er arbeitete weiter. Er führte einen kleinen Hobel über das Holz, mit einer Zärtlichkeit, die Thomas irritierte. Schab. Schab. Schab. Ein feines, meditatives Geräusch.

Thomas stellte den Cellokasten ab. Er räusperte sich laut. „Guten Tag. Ich bin Thomas Wels. Ich habe... ich brauche Ihre Hilfe.“ Elias hob den Hobel an, blies die Späne vom Holz und drehte den Kopf langsam zu Thomas. Seine Augen waren hellblau, fast transparent. Sie wirkten jung in dem alten Gesicht. Es waren Augen, die nicht scannten, sondern sahen. Er musterte Thomas. Nicht das Cello. Thomas. Er sah auf Thomas' nasse Schuhe, auf seine angespannte Haltung, auf die Uhr an seinem Handgelenk, auf die Unruhe in seinen Fingern.

„Sie sind nass“, stellte Elias fest. Seine Stimme war nicht unfreundlich, nur extrem sachlich. „Es regnet“, sagte Thomas spitz.

„Und ich habe zehn Minuten draußen gewartet.“ „Ich weiß“, sagte Elias. Er nahm ein Tuch und wischte sich die Hände ab. „Sie mussten runterkommen. Sie haben so laut vibriert, dass ich hier drinnen nicht arbeiten konnte.“

Thomas blinzelte. „Ich... was?“ „Ihre innere Frequenz“, sagte Elias, als wäre es das Normalste der Welt. Er tippte sich gegen die Brust. „Hektik. Lärm. Ungeduld. Schlechtes Klima für Holz.“ Er kam um die Werkbank herum. Er ging etwas gebückt, aber sein Schritt war fest. Er blieb vor Thomas stehen, aber er nahm ihm den Kasten nicht ab. „Also“, sagte Elias. „Sie wollen eine Reparatur.“ „Ja“, sagte Thomas schnell. Er war froh, endlich zum Geschäftlichen zu kommen. „Mein Cello. Es hat einen Wolf. Auf der G-Saite. Es scheppert. Ich habe am Sonntag einen wichtigen Auftritt. Es muss weg. Der Wolf muss weg. Egal, was es kostet.“

Elias sah auf den schwarzen Kasten in Thomas' Hand. Dann sah er wieder Thomas an. Ein leises Lächeln, das nicht ganz die Augen erreichte, spielte um seine Lippen. „Einen Wolf“, wiederholte Elias leise. „Sie wollen, dass ich das Tier töte.“ „Ich will, dass es funktioniert“, korrigierte Thomas. „Das höre ich oft“, sagte Elias. Er drehte sich um und ging zurück zur Werkbank. „Alle wollen, dass es funktioniert. Niemand fragt, warum es schreit.“

Er deutete auf einen freien Tisch, auf dem nichts lag außer einem weichen Tuch. „Packen Sie es aus“, sagte er. „Aber seien Sie leise. Das Holz hier im Raum schläft.“

Thomas war verwirrt. Das Holz schläft? Er war bei einem Verrückten gelandet. Definitiv. Aber er hatte keine Wahl. Er legte den Kasten auf den Tisch. Er öffnete die Verschlüsse. Schnapp. Schnapp. Schnapp. Er hob den Deckel. Da lag es. Sein Cello. Rotbraun, glänzend, vertraut. Und doch fremd geworden.

Elias trat heran. Er berührte das Instrument noch nicht. Er beugte sich nur darüber, atmete tief ein, als würde er den Geruch des Instruments prüfen. Dann sah er Thomas an. Und diesmal war sein Blick ernst. „Sie haben es sehr hart gespielt“, sagte Elias. Es war keine Frage. „Sie haben es gezwungen, fröhlich zu sein, auch wenn es weinen wollte.“

Thomas spürte eine Gänsehaut im Nacken, die nichts mit der Kälte draußen zu tun hatte. „Ich bin Lobpreisleiter“, verteidigte er sich. „Ich mache Musik zur Ehre Gottes.“ Elias hob eine Augenbraue. „Ist das so?“ Er streckte die Hand aus. Seine Finger waren rau, voller kleiner Narben und Leimreste, aber die Bewegung war von einer Eleganz, die Thomas den Atem raubte. „Dann wollen wir mal sehen“, flüsterte Elias, „was von der Ehre noch übrig ist.“

Er griff nach dem Hals des Cellos. In dem Moment vibrierte Thomas' Handy in der Hosentasche. Wieder Markus. Thomas zuckte zusammen. Er wollte danach greifen. „Lassen Sie es“, sagte Elias, ohne aufzusehen. „Hier drin gibt es keinen Empfang. Die Wände sind zu dick.“

Thomas erstarrte mit der Hand an der Tasche. Kein Empfang. Er war abgeschnitten. Er war allein mit diesem alten Mann und seinem kaputten Cello. Und zum ersten Mal an diesem Tag hatte er das beunruhigende Gefühl, dass er nicht derjenige war, der hier die Bedingungen stellte.

„Legen Sie es mir hier hin“, sagte Elias. „Es ist Zeit für die Wahrheit.“

Kapitel 3 - Die Diagnose

Thomas legte das Cello auf den Tisch, als würde er ein Opfertier auf einen Altar legen. Er hasste diesen Gedanken sofort wieder. *Zu melodramatisch*, korrigierte er sich. *Es ist ein Holzgegenstand. Ein Werkzeug. Mehr nicht.*

Elias stand an der Werkbank, die Hände immer noch in dem weichen Lappen vergraben, mit dem er sich den Leim von den Fingern gewischt hatte. Er trat nicht sofort heran. Er ließ dem Instrument Raum, als müsste es erst einmal ankommen, als müsste es aufhören zu zittern, bevor man es berühren durfte.

Draußen schlug der Wind eine alte Plane gegen das Fenster. *Flapp. Flapp. Flapp.* Thomas starrte auf sein Cello. In dem fahlen Licht der Werkstatt sah es anders aus als auf der Bühne. Die Kratzer im Lack, die er mit Politur immer gut versteckt hatte, traten hier deutlich hervor. Die Stelle am Hals, wo sein Daumen immer lag, war dunkel verfärbt vom Schweiß unzähliger Lobpreis-Sets.

„Wie alt?“ Elias’ Stimme durchschnitt die Stille. „Baujahr 1920“, antwortete Thomas schnell. „Mittenwald. Ein gutes Stück. Ich habe es vor zehn Jahren gekauft.“ „Ich meinte nicht das Holz“, sagte Elias ruhig. Er trat endlich an den Tisch. „Ich meinte den Schmerz.“

Thomas blinzelte. „Ich verstehe nicht.“ „Seit wann schreit es?“, fragte Elias und legte seine Hand flach auf den Korpus. Er drückte nicht. Er fühlte nur. „Der Wolfston?“, fragte Thomas unsicher. „Seit ein paar Wochen. Vielleicht zwei Monaten. Erst war es nur ein leichtes Schnarren, dann wurde es... aggressiv.“

Elias nickte langsam. Er schloss die Augen. Er stand da, die Hand auf dem Cello, den Kopf leicht geneigt, wie ein Arzt, der den Puls eines Patienten fühlt, der nicht mehr sprechen kann. Thomas wurde unruhig. Sein Blick wanderte durch den Raum. An der Wand hing ein Kalender, aber das Datum war von vor drei Jahren. In der Ecke stapelten sich Bretter, die aussahen, als lägen sie dort schon seit der letzten Eiszeit. Alles hier drin schrie: *Langsamkeit*. Und alles in Thomas schrie: *Vorwärts*.

Er wollte auf sein Handy schauen, aber er erinnerte sich an Elias' Warnung. Kein Empfang. Er war gefangen im Jetzt.

„Sie wollen wissen, was kaputt ist“, sagte Elias, ohne die Augen zu öffnen. „Ja“, sagte Thomas. „Ist es der Stimmstock? Hat sich ein Span gelöst? Ich habe gelesen, dass man Gewichte an die Saite hängen kann, um den Wolf zu töten.“ „Töten“, murmelte Elias. Ein feines, trauriges Lächeln huschte über sein Gesicht. „Sie reden viel vom Töten für einen Mann, der Musik macht.“

Elias öffnete die Augen. Sie waren klar und unbarmherzig blau. „Es ist nichts kaputt, Herr Wels.“ Thomas atmete auf. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. „Gott sei Dank. Also nur eine Einstellungs-sache? Können Sie es justieren?“ „Es ist nichts kaputt“, wiederholte Elias und seine Stimme wurde härter. „Es ist viel schlimmer.“

Er griff nach einem kleinen Metalllineal und maß den Abstand der Saiten zum Griffbrett. Dann klopfte er mit dem Knöchel gegen die Decke des Cellos. *Pock*. Es klang dumpf. Satter als es sollte. Wie ein Schlag auf einen vollen Sack Mehl, nicht wie ein Schlag auf gespannten Stahl.

„Hören Sie das?“, fragte Elias. „Es klingt... tot“, gab Thomas zu. „Nein“, sagte Elias. „Es klingt voll. Es klingt satt.“ Er richtete sich auf und sah Thomas direkt an. „Ihr Cello ist betrunken.“

Thomas starrte ihn an. „Wie bitte?“ „Betrunken“, sagte Elias. „Vollgesogen. Trunken.“ Er strich mit dem Daumen über die Decke, dort wo der Lack am meisten glänzte. „Holz ist ein Schwamm, Herr Wels. Es atmet. Es nimmt auf, was in der Luft liegt. Feuchtigkeit. Temperatur. Aber auch... Atmosphäre.“ Elias ging um den Tisch herum, seine Bewegungen waren fließend, lauernd. „Dieses Instrument hat zu viel getrunken. Es ist vollgesogen mit Erfolg. Mit Applaus. Mit dem Schweiß von Anstrengung. Mit der Erwartung, dass es jeden Sonntag funktionieren muss.“

Thomas spürte, wie ihm die Hitze in den Nacken stieg. „Das ist esoterischer Unsinn“, sagte er scharf. „Holz reagiert auf Luftfeuchtigkeit, nicht auf Erfolg.“ Elias blieb stehen. Er wirkte nicht beleidigt. Er wirkte amüsiert. „Nennen Sie es Physik, wenn es Ihnen hilft. Das Holz ist durch die ständige Vibration, durch die dauerhafte Hochspannung, weich geworden. Die Faserstruktur ist erschöpft. Es hat keine Widerstandskraft mehr. Es hat sich jeder Schwingung hingeeben, die Sie von ihm verlangt haben, ohne sich je zu erholen.“

Er lehnte sich über das Cello, sein Gesicht nur Zentimeter vom Holz entfernt. „Es ist ein Alkoholiker“, flüsterte er. „Es ist süchtig nach Resonanz, aber es hat keine Substanz mehr, um sie zu halten. Deshalb der Wolfston. Der Wolf ist der Schrei des Holzes, das überfordert ist. Es kann die Energie, die Sie hineingeben, nicht mehr verarbeiten. Es kotzt sie wieder aus.“

Thomas wich einen Schritt zurück. Das Bild war widerlich. Und doch traf es ihn in der Magengrube. *Es kann die Energie nicht*

mehr verarbeiten. War es nicht genau das, was er fühlte? Er pumpte Energie rein – Gebet, Vorbereitung, Wille – aber es kam nur Lärm raus.

„Was... was tun wir dagegen?“, fragte Thomas. Seine Stimme war leiser geworden. „Können Sie es trocknen? Haben Sie einen Ofen?“ Elias lachte. Ein kurzes, trockenes Bellen. „Einen Ofen? Um es zu verheizen? Ja. Um es zu heilen? Nein.“ Er nahm das Cello vom Tisch. Er hielt es nicht am Griff, sondern umarmte den Korpus mit beiden Händen. „Wir können es nicht schnell machen. Eine schnelle Trocknung würde Risse verursachen. Das Holz würde springen.“ Er trug das Cello zu einem Regal an der hinteren Wand. Dort war es dunkler. Es roch dort intensiver, herber. „Wir müssen es auf Entzug setzen“, sagte Elias.

Er legte das Cello in ein offenes Fach. Es lag dort wie in einem Sarg. Dann tat Elias etwas, das Thomas fast dazu brachte, aufzuschreien. Er griff an die Wirbel. Und er drehte. Nicht fest. Locker. *Surr.* Die A-Saite erschlaffte. *Surr.* Die D-Saite hing durch. Elias entspannte alle vier Saiten, bis sie schlaff auf dem Griffbrett lagen wie tote Schlangen. Der Steg, der nur durch den Druck der Saiten gehalten wurde, kippte um und fiel mit einem hölzernen *Klack* auf die Decke.

„Was machen Sie da?!“, rief Thomas entsetzt. Er stürzte vor. „Sie machen es unspielbar!“ „Exakt“, sagte Elias ruhig. Er nahm den Steg und legte ihn daneben. Das Cello sah plötzlich nackt aus. Hilflos. Ohne die Spannung der Saiten wirkte es nicht mehr wie ein stolzes Instrument, sondern wie eine hölzerne Kiste. Ein bloßer Gegenstand.

„Es muss vergessen, ein Cello zu sein“, sagte Elias. Er drehte sich zu Thomas um. „Es muss vergessen, wie man Töne macht.“

Es muss vergessen, wie man dient. Es muss zurückfinden zu dem, was es war, bevor es ein Instrument wurde.“ „Und was soll das sein?“, fragte Thomas bitter. „Ein Stück Holz“, sagte Elias. „Ein Stück von Gottes Schöpfung, das einfach nur da ist. Ohne Zweck. Ohne Nutzen.“

Thomas starrte auf das erschlaffte Instrument. Panik stieg in ihm auf. Echte, kalte Panik. „Ich brauche es am Sonntag“, sagte er. „Markus verlässt sich auf mich. Die Gemeinde...“ „Die Gemeinde wird eine Woche ohne Cello überleben“, unterbrach ihn Elias. „Aber ich nicht!“, platzte es aus Thomas heraus. Der Satz hing in der Luft. Schwer und entlarvend. *Ich nicht.*

Elias sah ihn an. Lange. „Ah“, sagte er leise. „Da ist er ja. Der eigentliche Riss.“ Er ging zurück zur Werkbank, nahm einen Zettel und schrieb etwas darauf. Es war kein Abholschein. Es war nur eine Nummer. „Gehen Sie nach Hause, Herr Wels“, sagte er, ohne aufzusehen. „Lassen Sie es hier. Es bleibt, bis es nüchtern ist.“

„Wie lange?“, fragte Thomas. Er fühlte sich wie ein kleines Kind, dem man das Spielzeug weggenommen hat. „So lange es dauert.“ „Eine Woche? Zwei?“ Elias legte den Stift weg. „Fragen Sie nicht nach der Zeit. Fragen Sie nach dem Zustand. Es ist fertig, wenn es fertig ist.“

Thomas stand da. Er wollte protestieren. Er wollte sein Cello nehmen, die Saiten wieder spannen und zu einem anderen Geigenbauer fahren, der ihm für zweihundert Euro einen neuen Stimmstock einsetzte. Aber er tat es nicht. Weil er wusste, dass Elias recht hatte. Nicht physikalisch vielleicht. Aber auf eine Art, die Thomas nicht benennen konnte. Das Cello *war* müde. Und er war es auch.

„Darf ich es besuchen?“, fragte er. Es klang lächerlich. Elias lächelte. Diesmal war es ein warmes Lächeln. „Die Tür ist immer offen. Aber bringen Sie keine Musik mit. Hier drinnen herrscht Schweigepflicht.“

Thomas drehte sich um. Er ging den langen Flur zurück. Seine Schritte hallten auf dem Holzboden. Ohne den Cellokasten auf dem Rücken fühlte er sich seltsam leicht. Und schief. Als würde ihm ein Körperteil fehlen. Er trat hinaus in den Regen. Die Luft war kalt und nass.

Er setzte sich ins Auto. Seine Hände zitterten. Er hatte keine Lösung bekommen. Er hatte ein Problem bekommen. Er griff nach dem Handy. Sofort plopten drei Nachrichten auf. Markus: „*Alles klar mit dem Cello? Bist du startklar?*“

Thomas starrte auf das Display. Er konnte nicht schreiben: „Es macht einen Entzug.“ Er konnte nicht schreiben: „Es ist zu weltlich.“ Er schrieb: „Größere Reparatur. Dauert etwas. Muss am Sonntag aussetzen.“

Er drückte auf Senden. In dem Moment, als der kleine Haken blau wurde, schaltete das Radio im Auto von Werbung auf Musik um. Ein alter Choral, instrumental, nur Klavier. „*Wer nur den lieben Gott lässt walten...*“

Thomas schaltete das Radio aus. Wütend. „Halt die Klappe“, sagte er in die Stille des Autos. „Einfach die Klappe halten.“ Er startete den Motor. Er dachte, er hätte das Cello in der Werkstatt gelassen. Er merkte nicht, dass er selbst dort geblieben war. Auf dem Regal. Die Saiten gelockert. Der Entzug hatte begonnen.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann erfahre wie es weitergeht. Hol dir jetzt das vollständige Buch und erkenne warum Gott manchmal schweigt.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Bestellung zu gelangen:



[Zum Buch](#)

Wie geht es weiter?

Weitere inspirierende Bücher findest du auf <https://www.innerearchitektur.com/>

